

Rezensionen

ECKHARD PLÜMACHER: *Identitätsverlust und Identitätsgewinn*. Studien zum Verhältnis von kaiserzeitlicher Stadt und frühem Christentum (= Biblisch-Theologische Studien II). 1987. 125 S. Neukirchener Verlag des Erziehungsvereins GmbH. – Neukirchen-Vluyn.

Im Rahmen der soziologischen Betrachtungsweise des frühen Christentums hatte einst E. Dodds einen wesentlichen Grund für die Bekehrung gerade der rootless inhabitants vieler Städte nicht so sehr in der Erfahrung der christlichen caritas als in dem Gefühl der Zugehörigkeit gesehen, das ihnen die christlichen Gemeinden zu vermitteln verstanden. Notwendiger Ausgangspunkt für eine solche Betrachtungsweise, der sich der Verfasser anschließt, muß natürlich eine im wesentlichen städtische Prägung des Christentums bis in die 2. Hälfte des 3. Jh.s sein, worauf in der Tat die meisten unserer Quellen hindeuten. Die These, die P. hier ausbreitet, besteht nun darin, daß zwischen einer Identitätskrise sowohl der städtischen Mittelschichten – er nennt sie etwas unscharf subdekurional – als auch der städtischen Eliten – hiermit ist die städtische Munizipalaristokratie gemeint – und ihrer Hinwendung zum Christentum ein ursächlicher Zusammenhang vorhanden sei. Die ersteren hätten ihre Erfüllung einst in der Teilhabe am politischen Leben ihrer Städte gefunden, nun aber, da alle Verantwortung für die Städte in die Hände der wenigen mit der römischen Besatzung zusammenarbeitenden nobiles übergegangen sei, habe man verschiedene Auswege gesucht, so ein intensives Vereinsleben und vor allem die stoische popularphilosophische Ethik, die Geborgenheit in einer Stadt der Tugend – erfüllt von Frieden, Eintracht, Ordnung, Gleichheit und Freiheit – angeboten habe. Aber vergebens. Ein weit besseres Identitätsversprechen hätten die Christen dieser Bevölkerungsgruppe gegeben: Es sei die Vorstellung von einer wahren Heimatstadt im Himmel, wo man ohne jede Zerstörung, mit gleichen Rechten und Pflichten den Wiedergewinn von Heimat und Status finden konnte.

Bereits hier überkommt einen ein ungutes Gefühl, wenn etwa Begriffe wie Paroikoi und Parepidemoi (am Eingang des Hebräerbriefes) politisch gedeutet werden („Leute in gesellschaftlicher Isolierung und Diskriminierung“), damit der volle Zusammenhang zwischen den enttäuschten gesellschaftlichen Erfahrungen bestimmter Polisgruppen und dem Angebot einer neuen Heimat auch für den politischen Außenseiter gewahrt bleibt. Ähnlich ist es, wenn die gemeinsame Wahl des Bischofs durch alle Gemeindemitglieder als beglückendes Erlebnis eines längst verlorenen Mitbestimmungsrechtes in der Heimatstadt erklärt wird. Schließlich kommt die christliche Ethik zu ihrem Recht, wenn die platonisch-stoischen Kardinaltugenden als wesentliches Ziel auch der christlichen Mission herausgestellt werden. Das zur Aufrechterhaltung dieser Komplementärthese herangezogene Wort

Galens über den hingebenden christlichen Eifer für das Edle muß hierbei verabsolutiert werden, weil die weitaus bekannteren Vorwürfe wie Infanticidium, Inzest, Geheimbündelei und vieles andere dem entgegenstehen. Da im Laufe des 3. Jh.s aber auch zunehmend Vertreter höherer Stände sich der *fides christiana* angeschlossen haben, folgt zur Erweiterung dieser griffigen Erklärung ein Kapitel über die Identitätskrise der städtischen Eliten. Sie sei hervorgerufen worden durch den Verlust politischer Freiheiten unter Roms Herrschaft und durch eine tiefe Trauer über das verlorene Polisideal (was ist das konkret? wann hat es so etwas je gegeben?). Natürlich ziehen die gängigen Auswege aus der Krise wie Besitz der Zivität (ab 212 hatten sie fast alle!), Aufstieg in die Reichsaristokratie, gelassene Distanz zur Poliswelt aufgrund kosmopolitischen Denkens, innere Emigration, elitäre Ersatzethik mit dem Zwang zur Aristie wiederum nicht. Erneut tritt das Christentum auf den Plan. Man wendet sich an dieses wegen seiner konsequenten Ablehnung jeder Art von Mitarbeit im Staat, wegen eines allenthalben zu beobachtenden ethischen Eifers (mit genügend Spielraum für das agonale Element etwa in der Armenpflege) und schließlich wegen der Ämter, die man in den wie in einer Polis verfaßten Kirchengemeinden bekleiden konnte. Die radikale Absage Tertullians (in „*de pallio*“) an ein Mitwirken in der Ämterverwaltung und das Umlenken des dem Gemeinwesen geltenden Einsatzes auf das Feld der Ethik sei (ähnlich wie bei Dio Chrysostomus) nichts anderes als eine christliche Stellungnahme zu dem Vorhaben des Septimius Severus, die Gemeinden immer mehr zu Vollzugsorganen des Staates zu machen. Was aber soll eine derart negative Stellungnahme, wo selbst im 4. Jh. das municipale Leben, insbesondere das Selbstbewußtsein der *honestiores*, gerade in Afrika weitgehend intakt ist (vgl. das Album von Thamusgadi)? Mir scheint ferner, daß diese Schrift Tertullians geradezu umgekehrt zu interpretieren ist. Wie vorher im *Apologeticum* liegt auch hier ein Angebot der Christen vor, aufgrund ihrer hochstehenden Moral die verkommenen Togaträger als Reichsvolk abzulösen, „da Gott den Christen immer mehr hold ist“ (2, 1). Nach ihrer Ansicht haben die Kaiser keine besseren Helfer, daher auch der Hinweis auf die *triplex virtus huius imperii* (2, 4). Die Christen könnten jedoch diese ihnen von Gott zugedachte Funktion nicht ausüben, weil der römische Staat noch immer mit dem schändlichen Götterkult verbunden ist (bes. *Tert. apol.* 25).

Die grundlegenden Bedenken gegen dieses Buch liegen aber nicht in widersprüchlichen und pauschalierenden Teilaspekten (vgl. S. 91: „... begannen die Städte jetzt doch auch ihre innere Freiheit gänzlich einzubüßen“), sondern im Grundsätzlichen. Es kann nicht angehen, daß generell von einem Identitätsverlust gesprochen wird, ohne daß eine saubere Trennung erfolgt zwischen einer politischen und religiösen Krise. Was hier verglichen wird, sind völlig inkommensurable Größen: Das politische Ungenügen kann wohl nicht befriedigt werden durch das Versprechen, eine Erfüllung im Glauben zu erhalten, anders ausgedrückt, die Verkündigung des Rei-

ches Gottes in einer Gemeinde, in der Gleichheit und Brüderlichkeit mit dem Blick auf das Vorbild Christi praktiziert werden, ist doch keine Fortsetzung eines auf die Ausübung politischer Rechte ausgerichteten Lebens in einer Polis. Was hier außer acht bleibt, ist die Unfähigkeit der heidnischen Kulte in ihren verschiedensten Formen, die Jenseitshoffnungen der Menschen zu stillen. Daher die Hinwendung zu einer Religion, welche ihre Überlegenheit dadurch fand, daß sie ihr in die Geschichte eingebettetes Heilsversprechen auf die historische Gestalt eines Gründers zurückführen konnte, dessen Botschaft durch die Glaubwürdigkeit seiner Person und die Ausschließlichkeit seines Werkes ihre Legitimierung fand (so P. Meinhold, in: Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft I [1963] 585 ff.). Denkt man den Ansatz von P. zu Ende, so wäre die christliche Mission beim Fehlen einer Krise sowohl bei Mittel- wie Oberschichten ohne Chance gewesen. Außerdem hätte die Reichsaristokratie nie christlich werden dürfen, da sie keine vergleichbare Frustration erlebte. Umgekehrt hätte Julian demnach das alte Polisideal erneuern müssen, um die Galiläer zu bekämpfen, nicht den Götterkult. Der entscheidende Fehler kam dadurch zustande, daß der Autor gewisse Formulierungen, die als *tertium comparationis* zu verstehen sind, in den Rang inhaltlich gleichwertiger Parallelen erhob. Er hat wohl selbst gemerkt, wie gründlich er in die Irre gegangen ist, wenn er am Schluß eine Reihe von Fragen stellt, etwa ob so viele der den subdekurionalen Gruppen zugehörigen Polisbürger und Paroiken Christen geworden wären, wenn sie in ihren Poleis auch künftig noch Heimat, Status und Identität besessen hätten. Die Frage braucht gar nicht beantwortet zu werden, weil sie falsch gestellt ist; denn die Kirche als sichtbare Stiftung Gottes in dieser Welt und eine politische Gemeinde sind zwei Welten, die keineswegs mit Identitätsverlust und Identitätsgewinn als Ursache und Folge auf die gleiche Ebene gestellt werden können.

Richard Klein

BERNHARD KRIEGBAUM: *Kirche der Traditoren oder Kirche der Märtyrer? Die Vorgeschichte des Donatismus* (Innsbrucker theologische Studien 16) Innsbruck-Wien: Tyrolia 1986. 186 S.

Als Ausgangsfrage dieser an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München unter der Anleitung von Prof. Dr. P. Stockmeier entstandenen Dissertation formuliert der Autor das Problem, daß es bis heute nicht gelungen sei, „eine zuverlässige Antwort auf die Frage zu geben, wo die wirklichen Ursachen für den Ausbruch und die Zählebigkeit des (donatistischen) Schismas zu suchen sind“, ob es sich eher um eine religiöse Bewegung handelte, oder aber „vielmehr *ethnische* und *soziale* Motive die entscheidenden Faktoren“ in ihm waren (9). Während der Leser nun noch darüber sinnieren mag, warum es eigentlich notwendig sein könnte, daß man für jedes kirchengeschichtliche Ereignis Ursachen aufzuweisen vermag, denen man die vom Autor geforderte „letztentscheidende Bedeutung beimessen“ kann (39) oder ob es in Einzelfällen nicht der Wirklichkeit angemesse-